

„Bildung im Kontext von 500 Jahren Reformation. Die NNMS Bern, der Campus Muristalden, das Freie Gymnasium Bern und ihre Wurzeln“

Tagung 28. Oktober 2017 am Campus Muristalden Bern

Begrüssung im Namen der drei Schulen

Annette Geissbühler, Direktorin NMS Bern

Grusswort des Stadtpräsidenten

Alec von Graffenried

Bildung an christlichen Schulen im Kontext von Reformation und Säkularisierung

Prof. em. Dr. Paul M. Zulehner, Theologe, Religionssoziologe, katholischer Priester, Universität Wien

Reformation und Bildung, mit Fokus auf die Berner Schulen

Prof. Dr. Martin Sallmann, ordentlicher Professor für Neuere Geschichte des Christentums und Konfessionskunde, Universität Bern

Podium

Leitung: Reto Wissmann, Journalist; Karin Gantenbein (Sprachlehrerin fgb.), Hanna Kehle (Religionslehrerin NMS), Anna Khoury (Gymnasiastin Muristalden), Daniel Probst (Schulpfarrer NMS), Beatrice Teuscher (Ehemalige Muristalden)

Musikalische Zwischenspiele mit Schülerinnen und Schülern der drei Schulen.

<p>Begrüssung und Einführung ins Tagungsthema von Annette Geissbühler, Direktorin NMS Bern, und Bertrand Knobel, Rektor Gymnasium Muristalden Bern. Vorgetragen von Annette Geissbühler</p>
--

Sehr geehrte Tagungsteilnehmende. Es freut uns sehr, Sie im Namen unserer drei Schulen, der NMS Bern, des Campus Muristalden und des Freien Gymnasiums Bern, zu unserem Anlass „500 Jahre Reformation“ begrüßen zu dürfen.

Unsere Schulen wurden zwar nicht vor 500 Jahren gegründet. Aber ohne Reformation hätte es sie nie gegeben. Auch ohne die 250 Jahre spätere Aufklärung hätte es sie nicht gegeben; jedenfalls, wären sie nie zu dem geworden, wie sie jetzt sind: weltoffene, aufgeklärte Schulen mit evangelischem Hintergrund.

Gegründet wurden die NMS, der Campus Muristalden und das Free Gymnasium im Kulturkampf des 19. Jahrhunderts, also zu jener Zeit, als die Schulen im Kanton Bern von der Kirche an den Staat übergingen. Als pietistische Alternative zu den Schulen des modernen säkularen Staates ging es in unseren drei Schulen vorerst darum, Sorge zu tragen zur christlich evangelischen Bildung junger Menschen. Auch wenn die Gründerväter ihre Offensive als revolutionären Aufbruch verstanden, enthielten unsere Schulen ein konservatives Element; sie positionierten sich bewusst gegen das neue staatliche Schulwesen mit seinen weltanschaulich und konfessionell neutralen Schulen.

Mit einem Seminar für junge Frauen, der NMS, einem Seminar für junge Männer, dem Seminar Muristalden, und einem Gymnasium für angehende Studierende, dem Freien Gymnasium, deckten die drei zwischen 1851 und 1859 ins Leben gerufenen Schulen das ganze Mittelschulangebot des Kantons ab.

Trotz der betont christlich evangelischen Abgrenzung vom säkularen Staat waren die drei Schulen von Anfang an im bernischen Schul- und Bildungssystem eingebunden: Die Schülerinnen und Schüler erwarben kantonale Lehrpatente an der NMS und am Seminar Muristalden und eine kantonbernisch Maturität im Freien Gymnasium Bern. Als private Bildungsanbieter waren die drei Schulen also nie private Exoten in der Bildungslandschaft.

Das Spannungsfeld von Abgrenzung und Anpassung gegenüber einem sich immer weiter entwickelnden kantonalen Schulwesen gestaltete sich im Lauf der weiteren Geschichte anspruchsvoll und ereignisreich. Auch unsere Schulen mussten ihre Position dauernd neu suchen und bestimmen. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass genau dieses Spannungsverhältnis der drei Schulen zum Kanton bis heute geblieben ist. In weiten Teilen ist dieses fruchtbar gewesen. Die drei Schulen existieren heute weiterhin und sind in der bernischen Schullandschaft gut etabliert. Sie haben Leistungsverträge mit dem Kanton und kommen in den Genuss von kantonalen Subventionen.

Warum diese Tagung? Und warum gerade jetzt?

Unsere drei Schulen haben in den letzten Jahrzehnten ihrerseits einen Säkularisierungsprozess durchgemacht. Trotzdem ist in ihnen die christlich evangelische Prägung noch immer spürbar. Dies weniger in einem religiös konfessionellen Sinn als in einer Orientierung an Werten, welche die Schulen aus ihrer christlichen Zeit bis heute beibehalten haben.

An dieser Tagung wollen sich unsere drei Schulen an ihre Wurzeln erinnern und den Wirkungen dieser Wurzeln in ihrer Schulgeschichte nachgehen. Gerade in einer Zeit, in der der Säkularisierungsprozess an unseren Schulen weiter fortschreitet, scheint uns diese Rückbesinnung wichtig zu sein; in einem ähnlichen Sinn, wie in diesem Jahr 2017 in ganz Europa eine Rückbesinnung auf die Prägung der Reformation auf unsere Geschichte stattgefunden hat. In diesem Sinne hat uns das Jubiläum zu 500 Jahren Reformation angestossen, diese Tagung zu organisieren und durchzuführen.

Bei der Planung haben uns folgende Fragen beschäftigt: Was hat es geheissen, im Verlauf unserer Schulgeschichte christliche Werte in eine neue Zeit überzuführen? Und was heisst es, dies heute noch zu tun? Äussert sich dieses Anliegen in unserem Bemühen, ein Bewusstsein für soziale Zusammenhänge zu fördern und Solidarität als zentralen Wert an unsere Schülerinnen und Schüler weiterzugeben? Oder darin, dass wir auf Individuen eingehen, sie in ihrer Einzigartigkeit wahrnehmen und gewillt sind, für sie eine bestmögliche Arbeits- und Lernumgebung zu schaffen, in der sie sich wohl fühlen und sich dadurch persönlich möglichst gut entfalten und stärken können? Äussert sich das Anliegen auch darin, als Schulen einen Integrationsauftrag wahrzunehmen und unsere Tradition weiterzupflegen, benachteiligte Schülerinnen und Schüler aufzunehmen und ihnen aufgrund ihrer körperlichen und psychischen Beeinträchtigungen eine neue Chance zu geben?

Indes; machen nur wir das? Liegt es nicht auch im Auftrag der staatlichen Schulen, ihren Schülerinnen und Schülern mit einem grundsätzlichen Wohlwollen, einer grundsätzlichen Unterstützungshaltung, wie sie für unsere drei Schulen so charakteristisch ist, zu begegnen? Unterscheidet sich unsere pädagogische Haltung überhaupt von jener der staatlichen Schulen? Inwiefern hat die Tatsache, dass uns diese Werte so sehr am Herzen liegen und in unserer Schulkultur gepflegt werden, mit unserer christlich evangelischen Prägung zu tun? Ist unsere christliche Prägung heute, 2017, immer noch wirksam? Und wie kann sie das über unsere Zeit hinaus bleiben? Was ginge verloren, wenn sich unsere Schulen weiter säkularisieren und das Bewusstsein ihrer christlich evangelischen Wurzeln ganz verschwinden würde?

Solchen und ähnlichen Fragen soll an der Tagung nachgegangen werden.

Nach einem Grusswort unseres Stadtpräsidenten Alec von Graffenried soll mit einem ersten Vortrag der Horizont weit geöffnet werden: Prof. Dr. Paul Michael Zulehner aus Wien beschäftigt sich in ganz grundsätzlicher Form mit der Frage, in welcher Weise die Reformation die europäische Bildung beeinflusst und wie sich der Säkularisierungsprozess der Moderne auf das christliche Schulwesen ausgewirkt hat.

In einem zweiten Referat vom Berner Professor Martin Sallmann, einem Spezialisten für die Religions- und Kirchengeschichte in der Schweiz, wird der Fokus auf die Geschichte unserer drei Schulen und auf ihren historischen Werdegang in der bernischen Bildungslandschaft gelegt.

In einem abschliessenden Podiumsgespräch mit Vertretungen aus der Schülerschaft und Lehrerschaft der drei Schulen wird die Thematik enger an unsere momentane Schulsituation herangezogen. Hier wird es also um das Jetzt und um die Zukunftsperspektive für die drei Schulen gehen.

Wir freuen uns auf die Beiträge und auf das anschliessende Podiumsgespräch, danken Ihnen allen für Ihre Teilnahme an unserem Anlass und wünschen Ihnen eine gute, gewinnbringende Tagung.

Grusswort von Stadtpräsident Alec von Graffenried

Bern als Reformationsstadt

Das Zeitalter der Reformation fällt mit dem Aufkommen des Buchdrucks zusammen, einer eigentlichen Medienrevolution, die ganz Europa erfasste. Sie ereignete sich auch im kulturellen Umfeld der Renaissance, in der sich bahnbrechende neue Ideen und ein neues Menschenbild in ganz Europa verbreiteten.

Oft wird die Reformation mit grossen Heldenfiguren assoziiert: Luther, Zwingli, Calvin sind die wichtigsten davon. Geht man der Geschichte der Reformation in der Stadt Bern nach, so sucht man hier umsonst einen vergleichbaren grossen Reformationshelden. Niklaus Manuel hätte ein solcher werden können, der grosse Maler, Dichter und Politiker, aber der starb bereits im Jahre 1530 und konnte somit die Reformationsbewegung in der Stadt nur in den Anfängen mitbeeinflussen. So war es schliesslich das Kollektiv des damaligen Kleinen und Grossen Rates, das die Reformation in Bern eingeführt und durchgesetzt hat. Und das ist heute noch so: Geht es in der Stadt Bern um wichtige politische Entscheidungen, die ans „Eingemachte“ rühren, wollen alle mitreden und mitentscheiden. Das mag für Exekutivpolitiker manchmal lästig sein, aber es ist auch gut so: Verschiedene Meinungen fliessen in die Diskussion ein, konkurrieren miteinander, und wenn alle mitreden und mitentscheiden, sind die Beschlüsse in der Regel politisch gut abgestützt. Bern ist keine Stadt der grossen Helden, sondern eine Stadt der breiten Beteiligung.

Auch in Bern stiessen sich Politiker des 16. Jahrhunderts an der Ablasspraxis der katholischen Kirche und an deren fehlenden Seelsorge. Der Kleine Rat, der sich damals um die religiösen Fragen in der Stadt zu kümmern hatte, spielte eine zentrale Rolle bei der Umwandlung von Bern in eine Reformationsstadt. Eigentlich wäre das religiöse Leben der Stadt die Aufgabe des Bischofs gewesen, doch dieser beschäftigte sich nur marginal darum. So ordnete die Obrigkeit der Stadt zur Klärung der religiösen Verhältnisse ein Religionsgespräch an, die sogenannte „Berner Disputation“, die vom 6. bis 26. Januar 1528 im Berner Münster stattfand und in die Stadtgeschichte eingehen sollte. Neben den rund 300 Geistlichen Berns und den Mitgliedern des Kleinen und Grossen Rates nahmen auch zahlreiche Auswärtige, u.a. Huldreich Zwingli, an der Disputation teil. Ausgerechnet die Bischöfe blieben ihr fern und verpassten damit die Chance, sich für ihre konträren Anliegen Gehör zu verschaffen, so dass sich die reformatorischen Ideen und Tendenzen besser durchsetzen konnten. 255 der 300 anwesenden Geistlichen wie auch der Grosse Rat unterschrieben die an der Disputation diskutierten zehn Thesen zu Reformation. Die Messe wurde abgesetzt; die Heiligenbilder wurden aus der Kirche verbannt. Mit einer neuen Kirchenordnung kam die Berner Reformation 1532 zu ihrem Abschluss.

Wie zu sehen ist, geht also die Reformation in unserer Stadt auf einen politischen Entscheid zurück. Der Einfluss, den sie kulturell und sozialgeschichtlich hatte, war gewaltig, so dass es nicht übertrieben ist, von Bern als einer Reformationsstadt zu sprechen. Das wirkte sich bis aufs Stadtbild aus: Die sieben Kirchen und Klosteranlagen wurden teils abgerissen oder einer anderen Nutzung, etwa der Krankenpflege, überführt. Das Dominikanerkloster, wo einst Niklaus Manuels Totentanz zu sehen war, wurde in grossen Teilen zerstört. Es blieb dort nur noch die Kirche, heute die Französische Kirche Berns. Das Barfüsserkloster auf der Höhe des heutigen Kulturcasinos fiel auch dem Eifer der Reformatoren zum Opfer. Von diesem ist heute nichts mehr zu sehen. Wo heute das Bundeshaus West steht, auf einer Art ländlicher Insel, entstand ein Spital; das waren die Anfänge des heutigen Inselspitals. – Man sieht: Ohne die Reformation würde sich das Stadtbild von Bern heute anders präsentieren.

Und als Beweis, dass die Reformation noch heute im Bewusstsein der Berner verankert ist, mag die Tatsache dienen, dass sie im alljährlichen Lichtspiel, das im Herbst an das Bundeshaus projiziert wird, immer wieder eine Rolle spielt. Auch, und ganz besonders, im Lichtspiel dieses Jahres.

**Vortrag von Prof. Dr. Paul Michal Zulehner, Theologe, Religionssoziologe,
katholischer Priester, Universität Wien**

Bildung an christlichen Schulen im Kontext von Reformation und Säkularisierung

Meine hochverehrten Damen, sehr geschätzten Herren

Ich bin einmal von der Bischöfin Jetzen von der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen eingeladen worden, einen Vortrag zu halten. Als sie mich verabschiedete, sagte sie: „Sie haben’s ganz gut gemacht, nur, einen Fehler haben Sie, einen ganz grossen. Dass Sie kein Protestant sind.“ Leider kann ich Ihnen bis heute nicht damit dienen, diesen Fehler behoben zu haben. Indes verstehe ich in der Zwischenzeit „katholisch“ gänzlich anders, nämlich postkonfessionell, also universell. Und so schätze ich Sie auch ein als offene Schweizerinnen und Schweizer, dass Sie weltoffen sind und nicht so eng lokal, wie man das Gefühl in den düsteren Arkaden der Stadt Bern kriegen könnte.

Reformation als gemischtes historisches Erbe

Bildung im Kontext von 500 Jahren Reformation. Gerne lade ich Sie ein zu einem kurzen Rückblick auf die Geschichte, den ich überschrieben habe als gemischtes historisches Erbe. Wir haben viel über diese 500 Jahre gehört. Es ist ja schon ein Streit um die Benennung dieser 500 Jahre entstanden. Ist es ein Jubiläumsjahr, ein Gedenkjahr, ein Trauerjahr? Ich will nur kurz beleuchten, was die geschichtlichen Implikationen waren, und zwar aus religionssoziologischer Sicht. Erklären möchte ich, was im Zuge der Reformation und was nachher geschah; genauer gesagt: was mit dem Christentum in Europa in den letzten Jahrhunderten nach der Reformation passiert ist. Es ist ja nicht uninteressant, dass weltweit das Christentum in allen Kontinenten im Aufwind ist – und in Europa stirbt.

Warum?

Spielte die Reformation in dieser Entwicklung eine Rolle? In der einleitenden Rede von Frau Geissbühler sind bereits Stichworte dazu gefallen, so etwa, dass die Säkularisierung voranschreite, auch in Ihren drei freien Schulen. Man kann es noch simpler sagen: In allen Kirchen, in die ich hinkomme, gibt es ein ökumenisches Leiden: „Wir haben keine jungen Leute mehr.“ Das haben alle grossen Kirchen gemeinsam. Nun könnte man natürlich dazu sagen: die Gewerkschaften auch, die politischen Parteien auch. Aber es tröstet uns nicht. Was also ist das historische Erbe der Reformation?

Licht

Vorerst ist einmal zu sagen: Es gibt viel Licht, was dieses Erbe angeht. Es gibt viel Licht in Richtung Volksbildung. Diese Schulen hier sind ein Lichtdokument, wenn ich das so sagen kann. Oder, um ein anderes Beispiel zu nennen, dass schon im Jahre 1527 die bis heute berühmte Universität in Marburg gegründet worden ist, eine der ganz herausragenden evangelischen Universitäten in Europa. – Etwas später als Wien, das ist vergebbar; wir sind 1365 schon gegründet worden, von Rudolf dem Stifter. Aber es ist eine Begleiterscheinung der Reformation, dass diese hervorragende Universität von Marburg entstanden ist.

Es ist rund um die Reformation und nach ihr eine unglaublich reiche Kultur entstanden. Das sage ich jetzt als Wiener und Musiker. Neulich fand im Musikvereinssaal das grosse Reformationsfest der evangelischen Kirche in Österreich statt, und was ich da an Musik zu hören bekommen habe, war wunderbar. Da muss man sich schon anstrengen, um im katholischen Bereich ein ähnliches Fest zu machen. Ich will Ihnen jetzt nicht den Bach stehlen. Aber es ist unglaublich, was alles im musikalischen Bereich geschehen ist und wie dieser sich, bis ins Liedgut hinein, entwickelt hat. Hier eine kleine Liste der Lieder, welche wir Katholiken auch singen: Nun kommt der Heiden Heiland / Gelobet seist du, Jesus Christ / Vom Himmel hoch, da komm ich her / Christ lag in Todes Banden / Jesus Christus, unser Heiland, der den Tod überwand. Bei uns im Gesangbuch steht da immer „ö“ dabei für ökumenisch. Manche meinen, es sei damit „österreichisch“ gemeint, was ziemlich provinziell ist. Und was auch ganz wichtig war: Die Reformation bedeutete einen ganz wichtigen Schritt in der Modernisierung des Christentums. Natürlich kann man sagen, dass sich das Christentum immer mit der je aktuellen Kultur auseinandergesetzt hat, mit dem Hellenismus, mit dem Dualismus und mit den vielen anderen Strömungen der europäischen Geistesgeschichte, bei denen Ansätze der menschlichen Freiheit eine Rolle spielten. In der Reformation ist aber dieses Gefühl für die Freiheit, wie wir sie heute verstehen, entstanden. Martin Luther spricht denn auch von der „Freiheit eines Christenmenschen“. Und vielleicht ist es hilfreich zu wissen, dass er damit nicht irgendeine beliebige Freiheit meinte, sondern die der Verantwortung, die auch mit Solidarität einhergeht. Ich sage das ein bisschen beschämt als Katholik. Wir haben viel länger gebraucht, bis wir die Freiheit des Christenmenschen entdeckt haben. Noch 1864 schrieb Pius IX. im Syllabus errorum, dem Verzeichnis der 80 liberalen Irrtümer, dass

wir Katholiken uns nie und nimmer mit der Demokratie, mit der Religionsfreiheit, der Pressefreiheit und all diesen modernen Freiheiten anfreunden werden. Und das 1864, als wir die Reformation schon lange hinter uns hatten. Die Katholiken haben dann bis 1965 gebraucht, bis ihnen die Erkenntnis gekommen ist, dass es ohne wirkliche persönliche Freiheit nicht möglich sei, zu glauben. Freiheit ist ein wesentliches Fundament des Glaubens geworden, auch die Achtung des Gewissens. Ich schenke Ihnen da nur den einen Satz, den Papst Franziskus anlässlich des 2. Vatikanischen Konzils gesagt hat und der viele im Katholizismus noch heute ärgert: „Wir sind berufen, das Gewissen der Menschen zu bilden, nicht aber dazu, es zu ersetzen.“

Sie werden heute viel über diese Lichtseite hören, ich nehme an, das zweite Referat wird davon voll sein. Es ist in diesem Gedenkjahr viel über die positiven Seiten der Reformation gesagt worden.

Schatten

Lassen Sie mich nun aber, und in aller Geduld, auch etwas über die Schattenseiten der Reformation erzählen. Die Kirchen der Reformation haben sich zum Beispiel eben durch diese Konzentration auf den Einzelnen gleichsam kirchlich entnetzt. Das wollte Martin Luther noch nicht. Es hat sich aber nach und nach, und je reformatorischer umso mehr, durchgesetzt. Das Individuum zählt, und sein direktes Verhältnis zu Gott, und da hat Kirche eigentlich kaum noch eine Rolle. Diese Haltung führte zu einer folgenreichen Entklerikalisierung. Den protestantischen Kirchen ist die vernetzende Ekklesiologie, das Element der tragenden Gemeinde nach und nach abhandengekommen. Es war ja auch ein altes Missverständnis in der damaligen katholischen Kirche gewesen, dass man den Priester als Vermittler, nein, als Übermittler verstanden, also missverstanden hat. Das ist natürlich in der Reformation endgültig weggefallen. Ich und mein gnädiger Gott, ohne Kirche und ohne Priester! Das führte zu einem bemerkenswert einsamen Christentum. Dieses hängt, steht und fällt mit diesem autonomen Individuum. Ich sage das einmal so wohlwollend positiv, weil ich glaube, dass es so stimmt, aber es hatte auch Folgen. Etwa jene, dass es heute zu diesem individualisierten Christentum eine Gegenbewegung gab: die Vergemeinschaftung im evangelikalen Raum.

Oder nehmen wir, um eine unerwünschte Folge zu nennen, das Beispiel der kirchlichen Entwicklung in Mittel- und Osteuropa: Ich habe in den letzten Jahren mit Freunden eine grosse Studie zu Osteuropa zur Frage gemacht, was mit der Religion in der kommunistischen Zeit passiert ist. Oder was ist von ihr im Totalitarismus der kommunistischen Regimes von ihr übriggeblieben? Wie haben die einzelnen Kulturen die 40 Jahre Religion- und Kirchenverfolgung überlebt? Nicht die Kirchen, sondern die Kulturen. Der projizierten Graphik können Sie entnehmen, dass wir im Jahr 1997, also relativ kurz nach der Wende, in Osteuropa religiöse Kulturen, polarisierende Kulturen und atheisierende Kulturen hatten. Betrachtet man die Länder, fällt auf, dass in den ursprünglich katholischen Ländern Polen, Rumänien, Kroatien, Litauen sowie in der Slowakei und der Ukraine eine religiöse Dimension in der Kultur, ohne etwas über die Kirchen zu sagen, erhalten geblieben ist. Eine katholisch eingefärbte Kultur, wenn man das so sagen kann. Auf der anderen Seite stehen die atheisierenden Kulturen, Ostdeutschland, Tschechien und Estland. Da haben wir in der Studie einen Anteil von nur 5 bis 10% Kirchenmitgliedern nachweisen können. Das heisst, es ist in diesen Ländern offenbar dem aggressiven Kommunismus eher gelungen, ein individualisiertes Konzept, also das moderne Konzept der Religion zu unterwandern und aufzulösen, als das vernetzte Konzept, das sich in den „katholischen“ Kulturen besser erhalten hat.

Aus soziologischer Sicht müssen wir erkennen, dass kognitive Minderheiten nur in Netzwerken überleben können. – Nehmen Sie diesen Satz mit und schenken Sie ihn Ihrem Landesbischof, denn der muss sich theologische Gedanken dazu machen! – Und ich wünschte mir sehr, dass die evangelische Kirche das nicht nur den Evangelikalen überlässt.

Wie kann man als kognitive Minderheit in einer postchristlichen, säkularen Kultur überleben? Das war schon in Ihrer Begrüssung die Frage, und es ist genau das, was uns heute so sehr bewegt: Wie überlebt das Christentum in einer postchristlichen Zeit?

Soziologisch gesehen brauchen wir dafür Netzwerke, und ich male mir, vielleicht etwas optimistisch, gerne aus, Ihre Schulen seien solche Netzwerke, wo man als kognitive Minderheit eine Chance hat, auf irgendeine Weise Christ zu bleiben. Das wäre sensationell, wenn Ihre Schulen Topoi wären, Biotope gleichsam, Glaubensbiotope. Das Christliche müsste da nicht protzig daherkommen; es gehört ja auch zu dieser Kultur, dass Sie „einen christlichen Hintergrund“ haben. Ich wünschte Ihnen indes, dass diese Dimension Ihrer Schule ein bisschen mehr in den Vordergrund geraten würde.

Dunkelheit

Ich gehe mit meinem geschichtlichen Rückblick über die Reformation und ihre Folgen noch etwas weiter und sage: Wir haben nicht nur Schattenseiten, wir haben auch Dunkelheit. Das ist das, was mich als Soziologe am meisten beschäftigt, der Herr Stadtpräsident hat es auch angedeutet, als er sagte, in Bern sei die Reformation aus politischen Gründen eingeführt worden. In Ihrer Stadt hat offenbar keine innere Dynamik dazu geführt; die Einführung der Reformation war vielmehr ein politisches Geschäft. Und weitet man nun den Blick auf Europa, so kann man sagen, dass Martin Luther nicht überlebt hätte, dass er, wie Jan Hus, am Scheiterhaufen verbrannt worden wäre, wenn es nicht einen Fürsten gegeben hätte, der vom Kaiser unabhängig werden wollte. Denn das war das Programm: Es war ein politisches Selbstständigwerdungsprogramm der Fürsten. Diese haben die Reformation instrumentalisiert. Und schauen wir uns die Friedensschlüsse an und die Texte, die gemacht worden sind, etwa das *ius reformandi* und das *ius emigrandi*. Da hat man den Fürsten das Recht gegeben zu bestimmen, dass ab sofort alle Leute in der Bevölkerung protestantisch zu sein haben. In Bern war es zwar nicht ein Fürst, sondern ein politisches Kollektiv, das dies bestimmt hat. Bei aller Freiheit des Christenmenschen wurde gesagt, dass nun alle protestantisch zu sein haben. Das war keine freie Wahl; da war Religionszugehörigkeit Schicksal. Nur so viel zur „Freiheit eines Christenmenschen“. Und ich denke, dass die politische Instrumentalisierung der Religion, und das in beiden Konfessionen, hochdramatisch war. Man hat den Leuten gesagt, wenn ihr als Berner nicht protestantisch sein wollt, so könnt ihr nach Luzern auswandern. Oder aus dem Zillertal weg in die Ramsau, in der Steiermark. So haben die Fürsten von Salzburg die Protestanten aus dem Zillertal exportiert. Das *ius emigrandi* sagte also: „Du kannst gehen, aber du kannst nichts mitnehmen.“ Freundlich war das nicht. Und das war, auch wenn das Wort sehr hart klingt, eine konfessionelle Säuberung. Und zwar in ganz Europa. Nicht nur, als die Katholiken in Prag mit den Husiten nicht erfolgreich waren, und es 1618 zum berühmten Prager Fenstersturz kam, der den blutigsten Krieg, den Europa in seiner Geschichte je erlebt hat, ausgelöst hat: den Dreissigjährige Krieg. Wenn Sie ins Internet gehen und sich die Bilder anschauen, so sehen Sie, dass dieser so brutal war, wie es uns die Bilder der IS-Verbrechen in Syrien momentan zeigen. Ich glaube sogar, dass Europa im Dreissigjährigen Krieg an Vergewaltigungen, an grausamen Ermordungen alles überboten hat, was vorher und nachher in dieser Weltgegend passiert ist. Ich habe einen Bericht gelesen aus Bayern über die Zeit, als die schwedischen Truppen eingebrochen sind: Da sind bis zu 70% der Bevölkerung Bayerns umgebracht worden. Und Bayern hat in vielen Regionen hundert Jahre gebraucht, um sich bevölkerungsmässig wieder zu erholen. Natürlich kam da auch noch die Pest und die Hungersnot dazu, also, mit dem Krieg zusammen, die drei Geiseln der damaligen Zeit. Ich will Ihnen das nur alles sagen, weil wir heute so lustig über die Reformation reden. – Ich habe ein gemischtes Gefühl dabei. Nicht über die Reformation; sondern über ihre Folgen.

Ich rate Ihnen, die eindrückliche Rede zu lesen, die Navid Kermani, den Sie vielleicht kennen, anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels vor zwei Jahren gehalten hat. Er ist ein in Deutschland geborener Moslem, einer der Spitzenliteraten, den die deutsche Kultur heute vorzuzeigen hat. Ja, da sind Muslime darunter. Soviel zur AfD, wenn Sie das hören wollen... Kermani sagt darin, dass zurzeit der Islam Krieg gegen den Islam führe. Und man kann sagen: Vor 500 Jahren hat das Christentum Krieg gegen das Christentum geführt. Es war einer der blutigsten Kriege aller Zeiten, und die Blutspur dieses Konfessionskrieges war so gross, dass die evangelischen Landesbischöfe, die Lutheraner und Papst Franziskus am 31. Oktober 2016, als sie sich in Lund in Schweden ausgesprochen haben, geschrieben haben: „Lutheraner und Katholiken haben sich oft auf das konzentriert, was sie voneinander trennt, anstatt auf das zu schauen, was sie eint. Sie haben akzeptiert, dass das Evangelium mit den politischen und ökonomischen Interessen der Machthaber verwoben wurde. Ihr Versagen führte zum Tod von Hunderttausenden von Menschen. Wir bedauern zutiefst die bösen Dinge, die Katholiken und Lutheraner einander getan haben.“ So die Worte des mitzelebrierenden Kardinals Kurt Koch. Bereits im Friedensschluss von Westfalen 1648, als der Dreissigjährige Krieg endete, steht zu lesen: „Die Konfessionen sind schuld am Blutvergiessen in Europa.“ Die weiteren Folgen der Verwebung von Religion und Politik sind uns bekannt: Im deutschen Nationalismus des 20. Jahrhunderts wurde Luther zur Identifikationsfigur für das Deutschtum. Der Judenhass, der in der ganzen christlichen Tradition spürbar ist, wurde durch ihn im Nationalsozialismus folgenswer geschürt. Das also waren die Folgen der Reformation in Europa.

Mit Voltaire kam erst 200 Jahre nach Augsburg, wo, 1555, das Ziel des Landfriedens ausgerufen worden war, ein Vertreter, der mit seinen Schriften einen wesentlichen Beitrag an der Realisierung beisteuerte. Der Landfriede, sagt er, „geht nur ohne die Konfessionen.“ Und damit begann die Entkonfessionalisierung des Christentums in Europa. Religion wurde fortan privatisiert. „Ecrasez l'infâme!“, sagt er über den Katholizismus in Frankreich. Das war einer der ersten Schritte in der Säkularisierung Europas. Im Namen der Menschlichkeit hat man sich von den Kirchen abgewandt, die mitverantwortlich gewesen waren für das dreissigjährige Blutvergiessen auf dem Kontinent. Und später kamen mit

d'Holbach und d'Alembert die grossen Atheisten Frankreichs, die einen Schritt weitergingen, während Voltaire noch eine Menschheitsreligion der Philosophen wollte. Diese Atheisten stellten die Frage, ob es in Europa ohne Religionen nicht friedlicher zu und her ginge. Sigmund Freud sprach noch später von der Religion als einer Neurose in der europäischen Bevölkerung. Das alles war eine Folge der Atheisierung Europas. Seitdem ist Europa der einzige Kontinent, der einen elaborierten Atheismus kennt. Das Christentum hat den Atheismus hervorgebracht, durch seine blutigen Hände. Das gehört alles zur Nachgeschichte der Reformation. Weil die Kirchen nicht fähig waren, der Verbindung von Gott und Gewalt zu widerstehen. Das war das Sensationelle an der Aufklärung, ich nenne das die benigne Säkularisierung, die wohltuende Säkularisierung, dass man den Kirchen die politischen Waffen weggenommen hat, im Wahrheitsstreit, und dass der Politik die religiöse Legitimation entzogen wurde für ihre Machtspiele. Das ist die Säkularisierung: das schrittweise Aufkommen eines wirklichen Friedens mit Religionsfreiheit und Religionsfrieden in einem. Die Nachwirkungen der Reformation vermögen die heutige Lage der Entchristlichung des europäischen Kontinents ziemlich gut zu erklären. Es handelte sich dabei nicht um ein sozusagen inneres Versagen der Kirchen, sondern entscheidender war dieses tragische Zusammenspiel zwischen den Konfessionen und der politischen Gewalt auf dem Rücken der europäischen Bevölkerung.

Die Herausforderungen an christliche Schulen heute

Nun, ich komme zu meinem zweiten Teil: Was sind die Herausforderungen für unsere christlichen Schulen mit, wie Sie sagen, ihren evangelischen Wurzeln? Haben diese Schulen etwas Besonderes? Das haben Sie sich in der Einleitung zur Tagung auch gefragt. Inwiefern unterscheiden sie sich von den säkularen Schulen heutiger Provenienz? Oder man könnte auch fragen: Was ist Ihr USP? Ihr „Unique selling Proposition“?

Dazu habe ich Ihnen eine schlechte Nachricht zu übermitteln: Eigentlich nichts. Und ich möchte Ihnen erklären, warum ich der Meinung bin, dass Sie eigentlich nichts haben sollten, was sie in christlich prononcierte Weise von den anderen Schulen unterscheidet. Dazu muss ich Ihnen, vorerst die Frage offen lassend, den Hintergrund für meine Aussage erklären. Wir sind heute in ein postkonfessionelles Zeitalter geraten. Das ist meines Erachtens eine wichtige These mit unglaublich starken Nachwirkungen. Die Ökumene interessiert heute niemanden mehr. Sie ist verspätet. Da kann man den Kirchenleitungen noch so sagen: Macht, macht; Tempo, Tempo. Sie werden doch nur die Nachhut der Entwicklung sein. Auch die Menschen in den Gemeinden interessiert das nicht mehr. Die grossen Theologen haben gesagt, sie hätten die grossen theologischen Begriffe im Griff. Frys, Rahn auf der katholischen Seite, Moltmann, Tannenbergs auf der protestantischen, wo Sie hinschauen, da ist nirgends mehr ein theologisches Problem mehr auszumachen, da herrscht nur mehr Besitzdenken. Ich glaube schon, es sei, ohne die Individualität der einzelnen Konfessionen und Kulturen aufgeben zu müssen, höchste Zeit zu sagen, dass wir im Grunde genommen eine Christenheit sind. Und das hat damit zu tun, weil die Welt etwas von der Einheit dieser Welt weiss. Die Quantenphysik sagt zum Beispiel: Ohne die Basisresonanz, die in der Tiefe der Wirklichkeit zu hören ist, könnte die Welt gar nicht existieren. „Resonance“ nennt man das heute in der Quantenphysik. Ken Wilber spricht von einer philosophischen Tradition des „chain of being“, die es seit Aristoteles gebe. Alles Seiende ist miteinander verwoben. Schon nur ökologisch. Papst Franziskus redet davon, dass wir in einem Welthaus leben. Ich finde dies eine wichtige Aussage, wir haben nur das eine Welthaus, und darin sollte es Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung geben. Auch ökonomisch müsste man von einer Einheit sprechen: Die Welt ist ökonomisch globalisiert und zusammengewachsen, Und zugleich ist die Welt zerrissen. Mehr denn je durch Terror, durch Armut und Kriege und ähnliche Phänomene. Gerade deswegen, denke ich, wäre es sehr wichtig, dass die Kirchen eine Kraft der Einung sein könnten. Das ist 2. Vatikanisches Konzil, was ich Ihnen hier sage. Aber auch die evangelische Theologie spricht heute ganz klar davon. Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heisst Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit. Und die Spaltung, die wir in der Welt heutzutage haben, zeigt, dass wir dem innigen Gebet Jesu ganz flagrant entgegenleben. Dass wir konträr zu ihm leben. Konträr zu Jesu Worten: „Alle sollten eins sein: Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, sollen auch sie in uns sein, damit die Welt glaubt, dass du mich gesandt hast“ (Joh. 17,21). Die Spaltung ist eine der Ursachen für die Unglaubwürdigkeit des Christentums in der Welt. Das ist meine Meinung, weshalb ich denke, wir müssten dringend in ein postkonfessionelles Stadium kommen. Ich nenne es auch ein universelles Stadium. Wir brauchen heute eine postkonfessionelle allumfassende Ökumene mit allen anderen Religionen der Welt, heute besonders mit dem Islam, aber auch eine Ökumene mit den Atheisierenden, den Skeptikern, den Suchenden, Pilgern und nicht zuletzt mit allen Menschen, die guten Willens sind. Das ist die grosse Ökumene. Wir nehmen aus dem Dialog der Weltanschauungen heute niemanden mehr aus. Nur das kann die Grundlage von Gerechtigkeit und Frieden sein. Also nicht diese mickrige Ökumene zwischen zwei zerstrittenen Konfessionen. Schauen Sie sich den folgenden Satz an, und nur hier „lasse ich den Theologen heraus“:

„Weil nur ein Gott ist, ist jede eine von uns.“ – Sie könnten das auch in der männlichen Form ausdrücken. – Ein solcher Satz zeigt die Einheit aller Menschen und begründet eine universelle Solidarität – und das nicht nur in diesem Leben. Wir entstammen ja einer Zeit, in der wir den anderen den Himmel abgesprochen haben. Weil sie Häretiker sein sollen.

Sie kennen vielleicht den Witz, dass einmal ein Katholik in den Himmel kam, der meinte, nur Katholiken kämen dorthin. Petrus führt ihn herum, und dieser sieht nur Verstorbene anderer Religionen, nur keine Katholiken. Auf seine Frage, wo denn da die Katholiken seien - er habe geglaubt, nur sie würden in den Himmel kommen -, sagt ihm Petrus: „Die haben wir dort hinten fensterlos eingemauert, damit sie für eine Ewigkeit glauben, sie seien ganz alleine hier.“ – Die Zeiten des finalen Exklusivismus sind vorbei. Wir haben geträumt, wir haben gemeint, nicht alle würden ins Paradies kommen. Die Katholiken dachten, der Himmel sei nur Katholiken vorbehalten: Die Protestanten, nur den Protestanten. Beides war falsch. Beides verstieß gegen den Geist der Bibel. Man wüsste sonst nicht, wieso Christus für die Welt am Kreuz gestorben ist und für alle sein Blut hingegeben hat.

Wir teilen alle den universellen Heilsoptimismus, und der ist, zumindest in der katholischen Kirche, nicht mehr widersprochen. Im Korintherbrief ist zu lesen: „Wenn ihm dann alles unterworfen ist, wird auch er, der Sohn, sich dem unterwerfen, der ihm alles unterworfen hat, damit Gott alles in allem sei“ (1 Kor. 15,28).

Heute graben wir die griechischen Kirchenväter wieder aus, von denen Gregor von Nyssa gelehrt hat, dass es am Ende der Zeiten keine Hölle und keinen Teufel mehr geben könne, weil sonst der Sieg Gottes nicht vollendet wäre. Mag sein, dass es eine Ewigkeit für manche als Hölle gibt, vor allem für jene, die zu wenig geliebt haben (vgl. Mt 25). Aber wir beten ja auch „von Ewigkeit zu Ewigkeit“, so dass es mehrere davon geben muss, auch wenn das recht unvorstellbar ist... Da kann also jemand ewig in der Hölle sein, aber es hört irgendeinmal im Finale auf.

Die Kirche ist in all ihren Einrichtungen, und ich sage das mal so als theologischen Hintergrund für das, was ich mir jetzt einmal für evangelische Schulen ausgedacht habe, die Kirche ist also in allen ihren Einrichtungen eine Verortung, eine Utopie, nämlich des ausstehenden Himmels. Da gibt es einen wunderschönen Satz von Klaus Hemmerle, dem Bischof von Aachen: „Es geht nicht so sehr darum, dass wir in den Himmel kommen, sondern dass der Himmel jetzt schon in Spuren zu uns kommt.“ Das ist Christentum. Jetzt, in dieser Welt, in Spuren schon ein bisschen etwas dieser Utopie zu verorten; das Ortlose zu verorten.

Eine Kultur, die von Vertrauen, und nicht von Angst geprägt ist

Und so kann ich jetzt direkt zu Ihren Schulen kommen und sagen, was ich mir vorstelle, was in den Leitbildern Ihrer Schulen, den „Schulen mit evangelischem Hintergrund“, wie Sie sie bezeichnen, stehen könnte. So könnte ein erster Satz so aussehen, dass an Ihren Schulen ersehen werden könnte, was Gott mit allen Menschen in unserem Welthaus vorhat: dass alle liebende Menschen in einer Menschheit werden. Menschen, die eine Zivilisation der Liebe besitzen. Und Liebe heisst hier, operationalisiert, Solidarität, Freiheit in Gerechtigkeit. Das ist alles in diesem Konzept der Liebe drin, in einem Konzept von Liebe, das kein romantisches ist. Aber zweitens, auch das Salz zu sein, was sicher eine der ganz grossen pädagogischen Herausforderungen ist. Wenn Sie diesen einen Punkt in Ihrer schulische Entwicklung nehmen, bin ich ausserordentlich dankbar, weil ich, nach allen Problemen, die wir heute in der Migrationskrise entdeckt haben, glaube, dass wir, wie auch die Fachleute sagen, in einer Zivilisation der Angst leben. In Amerika und in Europa, nicht so freilich in der arabischen Welt, die, wenigstens zum Teil, eine Kultur der Demütigung geworden ist. Auch nicht in der chinesischen Kultur, die eine Kultur der Hoffnung und des Aufbruchs ist. Deswegen werden uns die Chinesen und Inder in den nächsten Jahrzehnten noch einiges vor Augen führen, denn diese Länder haben eine „culture of hope“. – Wir hingegen leben in einer Kultur der Angst. Der ehemalige amerikanische Präsident Roosevelt hat 1933 gesagt, dass das Einzige, vor dem wir uns wirklich zu fürchten haben, die Angst selbst sei. Und die Studien zur europäischen Bevölkerung von heute beweisen, dass zu viele Menschen von der Angst geprägt sind.

Sie haben hier in der Schweiz eine hervorragende Tiefenpsychologin, Frau Monika Renz, die sehr präzise beschrieben hat, wo die Angst tiefenpsychologisch herkommt. Die Angst, sagt sie, prägt jeden Menschen. Die einzige Chance, mit der Angst zu leben, heisst, durch diese Angst hindurch „to be connected“. Also das Vertrauen zu fühlen, im tiefsten Grund unserer Existenz mit den anderen und mit der Welt verbunden zu sein. Vielleicht ist es das, was das Christentum ausmacht, das, was alle Religionen ausmacht. Philipp Roth, ein amerikanischer Mystiker, hat einmal klug formuliert: „It's not neces-

sary, to be perfect, but to be connected.“ Es ist nicht notwendig, moralisch perfekt zu sein, das ist Aufklärung; es ist notwendig, verbunden zu sein, „to be connected“. Mit dem Urvertrauen des Grundes, aus dem wir kommen und in das wir wahrscheinlich alle wieder hineinsterven werden. So die Worte von Monika Renz. In einem ihrer Bücher illustriert sie das am Beispiel vieler Menschen, die in ihrer onkologischen Klinik in St. Gallen gestorben sind und die sie begleitet hat. Es ist ein Hineinfallen in den tiefen Frieden, in den tiefen Grund, aus dem wir gekommen sind. Die Angst, sagt Renz, entsolidariert, sie führt zu Selbstsicherung, Gewalt, Gier und Lüge, zu Korruption und Terror. Indem uns geschenkt wird „to be connected“ in den Grund des Urvertrauens, den wir Gott nennen, können wir noch die grössten Ängste, denen wir ausgesetzt sind, bewältigen.

Dies ist auch ein politisch wichtiger Satz. Es gibt Leute, die fördern die Angst: die Angst vor den Fremden, vor den Migranten, vor den Nachbarn. Indes, wo immer die Angst regiert, zerfällt die Solidarität. Und Solidarität ist ein Teil dieses positiven Lichtes, für das Sie als Schulen stehen müssten. Sie sollten sagen können, dass, wer Ihre Schule verlässt, hier die Chance erhalten hat, ein liebender, solidarischer Mensch zu werden. Das geht nur, wenn die Menschen gelernt haben, mit ihrer Angst zu leben. Connected zu sein wäre das Evangelische an Ihren Schulen, das wäre das Wichtigste unserer Religion, also das, was wir als Christen der Menschheit schenken könnten: möglichst vielen Menschen zu ermöglichen, ihre existenziellen Ängste zu zähmen aufgrund ihrer Gottverbundenheit. Andere mögen sagen: mit dem Sein verbunden zu sein. Die Buddhisten sprechen davon, mit dem Nirwana verbunden zu sein. Es ist gar nicht so wichtig, das richtige Wort dafür zu haben, womit wir verbunden sind. Immer ist dieses Verbundensein eine Quelle der Kraft und des Vertrauens. Das sollte unser Leben regieren. Wenn meine Frau zum Beispiel in der Flüchtlingshilfe sagt, sie spüre in ihrer Arbeit den göttlichen Rückenwind, dann hat das zu tun mit diesem „to be connected“. Und das ist meine Vision, wenn ich einen wichtigen Satz Ihres Leitbildes formulieren darf, was natürlich völlig unfair ist, wenn ich das als Aussenstehender mache. Es könnte trotzdem ein wichtiger Satz sein, einer, an dem Sie sich abarbeiten oder den Sie vielleicht verwerfen oder umformulieren könnten: „Wir setzen alle unsere pädagogischen Kompetenzen ein, dass das uns anvertraute Kind ein liebender Mensch wird.“ Liebend im Sinne von frei und solidarisch; liebend im Sinne von Menschen, die ein Selbst haben, weil man gar nicht selbstlos sein kann, wenn man kein Selbst hat, das man loswerden kann. – Das sind so die Kalauer zu einer Theologie des Solidarischen.

Sie können sich zum Beispiel auch fragen, wie viele Ihrer Absolventen den Weg in die Politik gefunden haben. Weil die Politik eine der wichtigsten Formen der Liebe ist, der Nächstenliebe, wenn man sein Amt so versteht, dass man sich um das Gemeinwohl kümmern will. Das wäre, anstatt der PISA-Tests, ein neuer Test. Wie viele Politiker haben Sie aus Ihren Schulen hervorgebracht? Sie könnten sich auch fragen, wie viele Menschen Ihre Schulen verlassen haben, deren Vertrauen grösser ist als deren Angst. Das wären die wichtigen Qualitätskriterien für Ihre Schule. Ich denke, dass Sie da wirklich radikal denken müssten, radikal zugunsten der Menschheit. Wie die Kirchen dies auch müssten; denn Gott ist ein Gott der Menschen, und nicht der Kirchen. Er hat uns als Instrument.

Und schliesslich, mein letzter Gedanke: Ich denke, dass Ihrer Schule von einer Kultur des Vertrauens, und nicht der Angst, geprägt sein sollten. Und wenn sie das ist, sind Sie, Lehrpersonen und Schulträgerinnen, als evangelische Christinnen und Christen in der Nachfolge des Heilands ein Heil-Land.

Wäre das nicht ein schönes Logo für Ihre Schulen?
Ich danke Ihnen sehr für Ihre Aufmerksamkeit.

Das reformatorische Erbe der Berner freien Schulen – Last oder Schatz?

Einleitung

Die NMS Bern, der Campus Muristalden und das Freie Gymnasium Bern haben historisch und inhaltlich die gleichen Wurzeln. Es ist ein christlicher Wurzelgrund, präziser eine konfessionelle, nämlich evangelische Herkunft, die zudem aus einem pietistischen Zusammenhang stammt.

Die Frage ist nun, wie die Schulen mit diesem Erbe umgehen. Und damit hängt zusammen, wie sie dieses Erbe beurteilen: Ist es eine Last, welche die Zukunft einschränkt, die pädagogische Arbeit verkompliziert, die ökonomischen Aussichten belastet? Oder ist es ein Schatz, aus dem die Schulen schöpfen können, der einen kreativen, tragenden Grund für die Zukunft eröffnet? Oder sehr vereinfacht: Ist dieses historische Erbe in moderner Zeit anregende Herausforderung oder Anlass für peinliche Betroffenheit? Je nach Tendenz werden die Schulen dieses Erbe eher der Vergangenheit anheimstellen, es nicht sonderlich pflegen wollen, oder eben es sorgfältig bewahren und nach seinem Potential in heutiger Zeit befragen.

Damit ist ein komplexes Feld abgesteckt. Und ich gehe nicht davon aus, dass Sie von mir nun einfache Lösungen auf diese Frage oder gar konkrete Empfehlungen erwarten. Vielmehr versuche ich mich diesen vielschichtigen Zusammenhängen anzunähern und unterschiedliche Implikationen zu benennen. Ich plädiere dafür, mit dem eigenen Erbe reflektiert, d. h. sowohl historisch wie theologisch informiert, kritisch und kreativ auf die Gegenwart bezogen umzugehen.

1. Das reformatorische Erbe als emanzipatorische Bewegung

Die Reformation kann in ihren Ursprüngen als eine emanzipatorische Bewegung beschrieben werden. Im damaligen Rahmen der religiösen Vorstellungen von Heil und Unheil haben die Reformtoren vor allem die Vermittlung des Heils sowie die Rollen von Kirche und Gläubigen neu bestimmt, was ich im Folgenden kurz zu umreißen versuche.

Im 16. Jahrhundert waren diesseitiges und jenseitiges Leben eng miteinander verbunden. Grundlegend war die Vorstellung, dass Jesus Christus in einem Gericht am Ende der Zeiten die Guten belohnen und die Schlechten bestrafen werde. Um in diesem zukünftigen Gericht bestehen zu können, mussten schon im Diesseits entsprechende Vorsorgen getroffen werden. Gute Werke waren dem Heil der Seele förderlich und konnten auf unterschiedliche Weise geleistet werden. Für das Handeln am Nächsten waren die sechs Werke der Barmherzigkeit leitend: Hungrige speisen, Durstige tränken, Fremde beherbergen, Nackte kleiden, Kranke pflegen, Gefangene besuchen (Matthäus 25,35-40).

Zudem aber galten alle Handlungen, die der Förderung des Kultus dienten, als gute Werke. Daraus entstand das vielfältige Stiftungswesen. Ein Stifter konnte beispielsweise eine Kapelle mit einem Altar einrichten, der mit Altarbild und liturgischem Gerät ausgestattet war. Mit einem Teil seines Vermögens richtete der Stifter eine Pfründe ein, die den Unterhalt eines Priesters sicherte. Dieser las dann gemäss Stiftungsbrief die festgesetzte Zahl an Messen, die dem Seelenheil des Stifters dienten. In der Stadt Bern wurden vor der Reformation in Kirchen und Kapellen ungefähr 70 Altäre bespielt. Auch das Ablasswesen diente der Heilsvorsorge. Zum gültigen Bussakrament gehörten drei Elemente: die Reue des Herzens (*contritio cordis*) und das Bekennen mit dem Mund in der Beichte (*confessio oris*), worauf der Priester die Absolution erteilte und die Genugtuung mit dem Werk festlegte (*satisfactio operis*). Der Ablass bezog sich allein auf diese letzten zeitlichen, befristeten Strafen, die im Diesseits, und wenn die Lebenszeit dafür nicht ausreichte, im Jenseits im Fegefeuer abgebüsst werden mussten. Im Spätmittelalter konnten die individuellen Leistungen auch durch Geldzahlungen ausgetauscht werden. In der Praxis allerdings wurde nicht immer scharf zwischen der Vergebung der Sünden und dem Ablass der Strafen unterschieden, so dass der Eindruck erweckt wurde, mit dem Ablass werde auch Vergebung der Sünden erworben. Martin Luther wandte sich in seinen 95 Thesen vom 31. Oktober 1517 gegen diese verschliffene Busspraxis. Auch der Berner Rat hatte mehrere Ablässe gefördert, die dem Gegenwert einer Wallfahrt nach Rom entsprachen und die lediglich vom Papst verliehen werden konnten. Der Ertrag dieser Ablässe floss dem Münsterbau zu.

Diese Vorstellungen vom endzeitlichen Gericht und der entsprechenden Vorsorge kommen bildlich in einem Weltgerichtsalter, entstanden um 1475, zum Ausdruck: Die Mitteltafel zeigt Christus mit seinem Hofstaat, Maria und Johannes zur Rechten und zur Linken. Ein geschlossener Kreis, ein leuchtender

Hintergrund und ein doppelter Regenbogen runden das Bild als Einheit ab. Zwei Posaunen rufen zum Gericht. Der Vorgang der Auferweckung ist in vier Phasen dargestellt, wobei je zwei Personen dem Himmel und der Erde zugewandt sind.

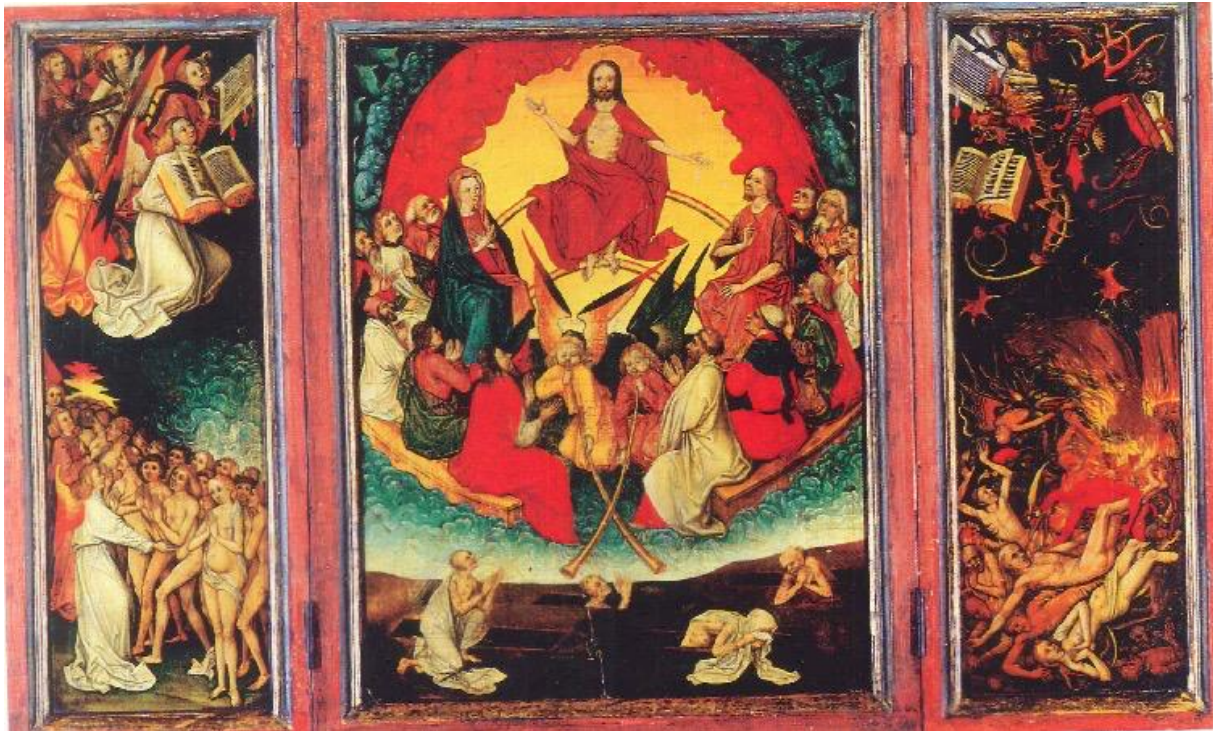


Abbildung 1.

Die linke Tafel zeigt das Paradies. Die Krümmung des Horizonts aus Mitteltafel und der goldene Fluss führen in einer Bewegung nach oben. Die rechte Tafel zeigt dagegen die Hölle. Das Chaos ist dargestellt als fallende Bewegung in die Tiefe. In den oberen Bildhälften findet sich das Motiv der Lebensbücher, die von Engeln auf der einen Seite und von Teufeln auf der anderen Seite präsentiert werden (Offenbarung 20,11-15). Auf beiden Seiten ist eine identische Figur, die mit Tuch umwunden ist: eine Identifikationsfigur – die Betrachterin, der Betrachter kann sich noch entscheiden. Die Ausmasse des Altars, die Höhe 51 cm und die Breite insgesamt 75 cm, weisen auf die Verwendung für die private Andacht.

Wenn Martin Luther in einem Gewitter aus Todesangst der heiligen Anna das Gelübde tut, er werde Mönch, wenn er überlebe, dann tut er das nicht aus Angst vor dem Verlust der Lebenszeit, wie wohl ein moderner Mensch meint, sondern weil er den plötzlichen Tod fürchtet und die damit verbundene Vorstellung, unvorbereitet vor den Richterstuhl Christi treten zu müssen.

Für die damalige Zeit war die bischöflich verfasste Kirche für die Vermittlung des Heils zentral. Der geweihte Priester spendete die Sakramente, sprach die Absolution in der Beichte oder konsekrierte Brot und Wein im Messgottesdienst, damit die Gläubigen Anteil an Leib und Blut Christi und damit Anteil am Heil der Kirche erhielten. Die Reformatoren kämpften gegen das Priestertum, gegen die Sakramente und damit gegen die zentrale Stellung der Kirche. Die Unterscheidung zwischen Geistlichen und Laien hoben sie auf. Alle Gläubigen sollten dem Stand des Priestertums angehören. Das Heil wurde nicht mehr durch die Sakramente vermittelt, sondern über die Predigt, das gesprochene Wort, verkündigt. Grundsätzlich konnten alle Gläubigen diesen Dienst der öffentlichen Verkündigung tun. Um der guten Ordnung willen aber wurde dieses Amt nur entsprechend ausgebildeten Personen übertragen. Die Gläubigen eigneten sich dieses Heil in einem Akt des Vertrauens, einem Akt des Geltenlassens – oder eben im Akt des Glaubens an. Die Kirche war nun die Gemeinschaft der Gläubigen, die zusammenkam, um sich das Heil zusprechen zu lassen. Für die damalige religiöse Welt waren diese Veränderungen grundstürzend.

Der Gottesdienst war nun Angelegenheit der ganzen Gemeinde und wurde in der Volkssprache gefeiert. Die Bibel wurde übersetzt als Heilige Schrift gelesen, Predigt, Gebet und Liturgie in der Volkssprache begangen. Daher mussten die Gläubigen eine entsprechende Bildung erhalten. Die Reformatoren

haben daher nicht allein die Hohen Schulen für die Ausbildung der Pfarrer, der weltlichen Obrigkeiten und der Beamten gefördert, sondern auch die Schulen für Knaben und Mädchen.

Der Blick auf Jesus Christus akzentuierte sich neu: Für die Reformatoren war nicht mehr der richtende, sondern der gekreuzigte und auferstandene Christus im Zentrum, weil dieser das Heil für die Gläubigen ein für alle Mal erworben hatte und nun selbst über die Predigt und die Sakramente an diesem Heil Anteil gab. Das Heil hing nun nicht mehr am Amt des Priesters, am gespendeten Sakrament und an der Kirche, sondern ausdrücklich an Gott allein.

Diese Veränderung kommt in einem Gemälde auf Holz von Hans Schäufelein aus dem Jahr 1522 zum Ausdruck, das in der Georgskirche in Nördlingen hing (heute im Stadtmuseum Nördlingen): Der Gekreuzigte und Auferstandene schwebt über einem Almosenkasten. Die Gläubigen geben ihre Almosen mit Blick auf diesen Christus. Die erbarmende Liebe Christi wird auf die Liebe der Christen zu Armen und Kranken bezogen. Aus dem Glauben an die Liebe Christi entspringt die Liebe zum Nächsten. Das Motiv des barmherzigen Handelns ist nicht mehr die Vorsorge für das eigene Heil, sondern die Erfahrung des eigenen Heils in Christus, die den Gläubigen für den Nächsten öffnet. Was Christus dem Gläubigen wurde, wird der Gläubige seinem Nächsten.

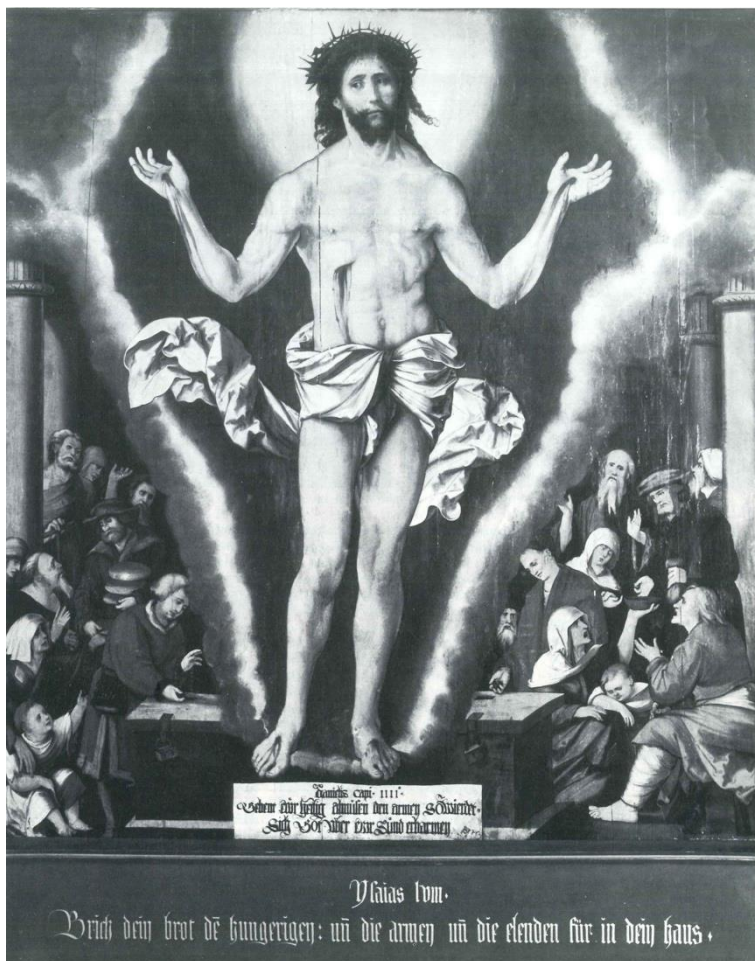


Abbildung 2.

2. Das reformatorische Erbe als repressive Bewegung

Als Autorität in kirchlichen Angelegenheiten hatten die Reformatoren allein auf die Heilige Schrift zurückgegriffen und damit die kirchliche Tradition sowie die kirchliche Lehrentscheidung zurückgewiesen. Die Reformatoren der ersten Generation waren überzeugt, dass das frei verkündigte Evangelium sich aus sich selbst durchsetze, was sich allerdings nicht bestätigen sollte. Die zweite und dritte Generation schon musste erkennen, dass die römische Kirche immer noch existierte und durchaus nicht durch das frei gepredigte Evangelium überzeugt wurde.

Schlimmer aber war, dass die grundlegende Autorität in kirchlichen Angelegenheiten, die Heilige Schrift, in ihrer Auslegung dermassen umstritten war, dass die reformatorische Bewegung schon in ihren Anfängen auseinanderbrach. Anhänger Huldrych Zwinglis in Zürich lösten sich schon im Jahr der Einführung der Reformation 1523 und sollten später eigene Täufergemeinden gründen, die blutig verfolgt wurden. Und auch zwischen Zwingli und Martin Luther sollte es zum Bruch kommen. In allen theologischen Fragen einigten sie sich auf dem Marburger Religionsgespräch 1529 bis auf die Frage nach der Präsenz Christi im Abendmahl, was dazu führte, dass Luther den Reformatoren in Strassburg und Zürich den Geist absprach. Bis 1973 war daher zwischen den evangelisch-lutherischen und den evangelisch-reformierten Kirchen keine Kirchengemeinschaft möglich.

Durch die Erkenntnisse der aufklärerischen Theologie verschärfen sich die Debatten um das Schriftprinzip: Die Bibel wurde nun nicht mehr allein theologisch gelesen als Heilige Schrift, die Lehre und Leben der Kirche normieren sollte, sondern auch historisch als eine Bibliothek von vielen verschiedenen Texten aus unterschiedlichen Zeiten und historischen Zusammenhängen. Die Heilige Schrift als Grundlage der theologischen Lehre wurde jetzt auch historisch relativiert.

3. Das reformatorische Erbe im liberalen Staat

Die Entstehung der drei Schulen entstammt dem gleichen historischen Zusammenhang. In der Phase der Regeneration nach 1830 / 1831, in der die Politik an die Erkenntnisse der Französischen Revolution und der Helvetik anknüpfen und die Gesellschaft demokratisierte, hatten die nachmaligen Gründer der drei Schulen die Liberalisierung von Politik und Gesellschaft grundsätzlich unterstützt. Die Berner Kantonsverfassung von 1846 und die erste Bundesverfassung von 1848 konnten die Exponenten befürworten. Auch die Glaubens- und Gewissensfreiheit hatten sie nicht bekämpft, sondern nahmen diese nun auch für sich selbst gegenüber dem liberalen Staat in Anspruch, um die eigene christliche Überzeugung mit einer konservativen Akzentuierung zu wahren. Der politische Liberalismus hatte nämlich den theologischen Liberalismus bevorzugt, der die biblischen Schriften und die kirchlichen Bekenntnisse vehement historisch relativierte.

Als die Persönlichkeiten nun wegen ihrer Überzeugung ihre Rollen an den Schulen - sei es als Pfarrer oder als Lehrer - nicht mehr übernehmen konnten, gingen sie eigene Wege und gründeten eigene Schulen. Wichtig ist dabei, dass sie nicht einfach private Schulen für eine ebenso private Klientel schufen, sondern durchaus den Anspruch hatten, in der öffentlichen Schullandschaft mitzuwirken und Alternativen zu bieten. Sie beharrten gegenüber den Radikalen, die eine antireligiöse Grundierung der Schule anstrebten, auf den christlichen Grundzügen ihrer Schulen. Und es zeigt sich in der weiteren Geschichte, dass die Schulen mit ihrer Zeit gehen, ihre religiöse Fundierung mit einem fortschrittlichen Denken kombinieren und so diese in die Zukunft mitnehmen konnten. Die Gründer der freien Schulen zeigten Beharrlichkeit und überliessen die Bildungspolitik nicht allein dem liberalen Staat. Sie widerstrebten nicht grundsätzlich dem politischen Liberalismus, sondern nahmen die postulierte religiöse Toleranz für sich selbst in Anspruch.

Heute steht es ausser Frage, dass es in Sachen Religion keine Tabus mehr gibt, die Gedanken sind frei, Pro und Kontra können, wie es einem gebildeten, reflektierten Umfeld gut ansteht, miteinander abgewogen werden. Nur – und das scheint mir heute eher der Punkt zu sein – stellt sich die Frage, ob nicht Religion selbst tabuisiert und gesellschaftlich in den Bereich des Privaten abgeschoben wird, damit man sich nicht mit lästigen Fragen auseinandersetzen muss. Diese Tendenz halte ich für gesellschaftlich prekär.

4. Das reformatorische Erbe und mögliche Impulse für die Gegenwart

Um es gleich vorweg zu nehmen: Religion ist ambivalent, wie alles menschliche Handeln, kann sie zum Guten und zum Schlechten benutzt werden. Religion kann instrumentalisiert und missbraucht werden. Ich muss diesen Umstand hier nicht weiter ausführen. Der Missbrauch von Kindern in kirchlichen Institutionen ist katastrophal und inakzeptabel, weil er diametral christlicher Auffassung widerspricht, sich auf die Seite der Schutzbefohlenen zu stellen. Daher ist religiöses Handeln, ist religiöse Argumentation immer kritisch zu prüfen.

Zugleich aber gilt der alte Rechtssatz, wonach der Missbrauch den rechten Gebrauch nicht aufhebt (abusus non tollit usum). Daher frage ich im Folgenden nach den Impulsen, welche das reformatorische Erbe bis in unsere Gegenwart setzen könnte, und tue dies mit einem kritisch geschärften Bewusstsein.

(1) Würde des Menschen

Die christliche Tradition würdigt das Gegenüber mit den höchsten zwei Möglichkeiten, die ihr theologisch zur Verfügung stehen. Zum einen schöpfungstheologisch: Im Gegenüber begegnet mir das Ebenbild Gottes, und zum anderen soteriologisch: Es begegnet mir im anderen Christus selbst. Das Handeln am Gegenüber ist daher mit höchster Ehrerbietung, aber auch mit höchstem Realitätsinn verbunden. Gerade mit dem Gedanken an Christus hängt auch ein realistisches Menschenbild zusammen, das die menschliche Zerbrechlichkeit im Blick behält. Daher ist ein respektvoller, sorgfältiger Umgang aus dem evangelischen Erbe abzuleiten.

(2) Mündigkeit und Freiheit des Menschen

Die Reformatoren haben die Unterscheidung zwischen Priestern und Laien aufgehoben. Alle Menschen sollten vor Gott und in der Gemeinschaft gleich sein. Damit wurde auch ein altes biblisches Motiv aufgenommen, wonach in der christlichen Gemeinde weder Jude noch Grieche, weder Sklave noch Freier, weder Mann noch Frau sei, sondern alle Getaufte in Christus (Galater 3,28).

Damit verbunden war die Auffassung, dass jeder und jede für sich selbst verantwortlich und mündig sein sollte. Die reformatorischen Kirchen haben daher Wert auf Bildung gelegt. Natürlich war diese im Ancien Régime wesentlich von der Kirche geprägt. Aber das Postulat ist bis heute geblieben und vor allem in einem demokratisch verfassten Rechtsstaat notwendig: Mündige, urteilsfähige und kritische Mitglieder der Gesellschaft benötigen eine ausgezeichnete Bildung. Ein mündiger Mensch kann – nicht zuletzt auch in religiösen Angelegenheiten – seine Freiheit nur bewahren und gestalten, wenn er Zugang zu einer entsprechenden Bildung erhält.

(3) Wertschätzung der solidarischen Gemeinschaft

Die reformatorischen Gemeinden kamen zusammen, um gemeinsam Gottesdienst zu feiern. Ohne Gemeinde keinen Gottesdienst. Der Akzent lag auf der solidarischen Gemeinschaft, die sich gegenseitig trug. Entsprechendes Handeln etwa in der Armenfürsorge wurde zwar von der christlichen weltlichen Obrigkeit organisiert, war aber wesentlich vom solidarischen Umgang der christlichen Gemeinde getragen. Die Verbundenheit mit dem Gegenüber, das Mangel leidet – in welcher Form auch immer –, ist ein wesentlicher christlicher Impuls, der bis in unsere Gesellschaft heute hineinwirkt.

Schluss

Die freien Schulen können ihren Bezug zu ihren Wurzeln unterschiedlich ausgestalten. Was ich mir dabei kaum vorstellen kann, ist die Verleugnung der eigenen Wurzeln, weil diese historisch und inhaltlich gegeben sind. Auf der anderen Seite kann ich mir aber auch nicht vorstellen, dass eine Restauration der Verhältnisse des 19. Jahrhunderts angestrebt wird. Vielmehr könnte das reformatorische Erbe der freien Schulen sein wie bei einem Saiteninstrument: Die Saiten werden mehr oder weniger gezupft, möglich wäre auch, dass es sich um Resonanzsaiten handelt, die nicht aktiv gespielt, aber doch noch deutlich hörbar sind. Ob gezupfte Saiten oder mitklingende Resonanzsaiten – das Spiel muss geübt und gepflegt werden. Dass es den freien Schulen nicht zur Last werde, sondern Lust und Freude wecke – das wünsche ich ihnen.

Bilder und Bildbeschreibungen

- Abbildung 1: Peter Jezler: Himmel, Hölle, Fegefeuer. Das Jenseits im Mittelalter (Katalog zur Ausstellung), Zürich 1994, S. 342f. (Nr. 132).
- Abbildung 2: Martin Luther und die Reformation in Deutschland. Ausstellung zum 500. Geburtstag, Frankfurt am Main 1983, S. 424f. (Nr. 583).

Literatur

- Berns moderne Zeit. Das 19. und 20. Jahrhundert neu entdeckt, hg. v. Peter Martig, Bern 2011
- 150 Jahre Freies Gymnasium Bern. Das Jubiläumsbuch, hg. v. Benedikt Bietenhard u. Christoph Grädel, Bern 2009.
- Rudolf Dellsperger, Markus Nägeli u. Hansueli Ramser: Auf dein Wort. Beiträge zur Geschichte und Theologie der Evangelischen Gesellschaft des Kantons Bern im 19. Jahrhundert, Bern 1981.
- Kurt Guggisberg: Bernische Kirchengeschichte, Bern 1958.

Podium

Moderation: Reto Wissmann, Journalist

Teilnehmende: Karin Gantenbein (Sprachlehrerin fgb), Hanna Kehle (Religionslehrerin NMS), Anna Khoury (Gymnasiastin CMB), Daniel Probst (Schulpfarrer NMS), Beatrice Teuscher (Pfarrer, ehemalige Schülerin CMB).

Das Podium kreist um folgende Fragen:

Äussert sich das christliche Element noch in den drei Schulen? Und wenn ja, inwiefern? Sollen die Schulen ihr christliches Erbe weiter pflegen? Und wie sollten sie das tun? Unterscheiden sich die drei freien Schulen mit christlichem Hintergrund von den öffentlichen Schulen? Was bedeutet die christlichen Wurzeln für die Zukunft der Schulen?

Wichtige Gedanken, die im Podiumsgespräch geäussert wurden:

Wie es Prof. Sallmann gesagt hat, sind die drei Schulen heute keine christlichen Schulen in konfessionellem Sinne mehr. Allerdings können sich die drei Schulen auch nicht einfach von ihren christlichen Wurzeln abwenden. Sie sind nun einmal christlich geprägt worden; die Werte aus der Bergpredigt sind in ihre pädagogische Kultur eingegangen und wirken dort weiter. Es ist zu begrüssen, dass die drei Schulen, wie diese Tagung zeigt, das Anliegen haben, eine zeitgemässe Interpretation dessen, was als christlicher Boden in ihnen zurückgeblieben ist, zu reflektieren. Tradition kann nie 1 zu 1 übernommen werden, es gilt, sie immer wieder und immer neu zu übersetzen. Wie das die Vorgänger-Generationen gemacht haben, sollten auch wir es heute tun.

Das christliche Erbe der Schulen ist an gewissen Orten noch ganz offensichtlich sichtbar: etwa im Feiern eines Gottesdienstes oder eines Weihnachtsfestes zum Jahresende; etwa in der Beibehaltung eines für alle Schülerinnen und Schüler obligatorischen Unterrichtsfaches Religion, während dieses an staatlichen Schulen fast gänzlich aufgeboben wurde. Oder etwa an anderen Unterrichtsgefässen, in denen christlich religiöse Inhalte bewusst gepflegt werden. Ein solches Gefäss ist zum Beispiel der fachintegrierte Religionsunterricht an der NMS, wo der Schulpfarrer in stets wechselnder Konstellation in verschiedenen Fächern zu Gast ist und eine religiöse Dimension in die vermittelten Inhalten des betreffenden Faches einbringt. Grossen Wert legen die Schulen auch auf die Gemeinschaftsförderung; vielleicht als kleinen Beitrag an das „to be connected“, das Prof. Zulehner in seinem Vortrag in eindringlicher Weise betont hat. So werden zum Beispiel die ersten 5 Minuten des Unterrichtstages am fgb einem kurzen ausserschulischen Input gewidmet und einmal pro Monat versammelt sich die ganze Schulgemeinschaft zum sogenannten Monatsschluss in der Aula. So trifft sich die ganze Schulgemeinschaft des Gymnasiums am CMB zweimal die Woche zu einem Forum, einem säkularisierten Substitut des ehemals täglichen Kurzgottesdienstes. Auch im Forum werden ausserschulische, gemeinschaftsfördernde Impulse gegeben.

Das christliche Erbe äussert sich aber auch darin, dass alle drei Schulen christliche Wertvorstellungen in ihre pädagogischen Vorstellungen aufgenommen haben, wie dies aus den Leitbildern der Schulen unschwer zu erkennen ist. Der NMS, dem CMB und dem fgb ist es wichtig, menschenfreundliche Bildungsstätten zu sein, in denen das Individuum und die pädagogische Hinwendung an erster Stelle stehen. Die Würde und der Wert der Schülerin bzw. des Schülers, aber auch aller Lehrpersonen und Angestellten der Schulen, sind unantastbar, und das unabhängig davon, was sie an ihrem Arbeitsplatz zu leisten oder zu erreichen, oder vielleicht eben nicht zu erreichen, vermögen. So haben sich die drei Schulen unter anderem darin profiliert, auch beeinträchtigte Schülerinnen und Schüler speziell zu unterstützen und zu fördern, ohne dabei den Leistungsgedanken zu vernachlässigen. Auch Kinder und Jugendliche in speziellen, zum Teil schwierigen schulbiografischen Situationen finden in den drei Schulen eine sie stärkende Zuwendung. So sind CMB, CMB und fgb Schulen einer zweiten, manchmal sogar einer dritten Chance für Lernende, deren Laufbahn nicht ganz bilderbuchmässig verläuft. Hier sind Lehrpersonen am Werk, welche die aus der christlichen Tradition der Schulen hervorgegangene Werteorientierung mittragen und sich überdurchschnittlich für die ihnen anvertrauten Kinder und Jugendlichen engagieren. Es geht den Schulen darum, positive Beziehungen zu pflegen, nicht nur zu den Lernenden, sondern auch innerhalb der Lehrerkollegien. Dank der guten Übereinkunft in der Lehrerschaft können die pädagogisch Arbeitenden bis zu einem gewissen Grad auch Vorbilder für die Schülerinnen und Schüler sein und ihnen eine auf Respekt und Achtung basierende Zusammenarbeit vorleben.

Die Podiumsteilnehmenden sind sich einig, dass eine Restauration, ein Zurückdrehen der Zeit in die Anfänge der Schulgeschichte, in der die drei Schulen in markanter Weise als konfessionelle Schulen auftraten, nicht angebracht wäre. Sich das Evangelische zu stark an die Fahne zu heften, hätte eine einengende Wirkung und würde dem verbreiteten Vorurteil einer möglichen christlichen Indoktrination Vorschub leisten. Das Gute muss gelebt, und nicht lauthals behauptet werden. Wie das Handeln auch immer wichtiger ist als das Predigen. Und betrachtet man die Lehrenden mit ihrem grossen Engagement an den drei Schulen, so kann man den Eindruck gewinnen, die oben angesprochenen Werte seien ihnen in Fleisch und Blut übergegangen und zu ihrem pädagogischen Selbstverständnis geworden.

Gefragt sind an den drei Schulen also Lehrpersonen, welche den Kindern und Jugendlichen die Freiheit geben, sich persönlich zu entfalten, damit sie solidarische, zukunftsfähige Menschen werden. Das Ziel der pädagogischen Bemühungen der drei Schulen besteht darin, dass Kinder und Jugendliche eine selbstverantwortete, die Mitmenschen achtende Lebenshaltung entwickeln. – Und wenn die öffentlichen Schulen ebenfalls universelle Werte zu pflegen versuchen, so kann man sicher sein, dass in den drei freien Schulen zu diesen Werten ganz bewusst Sorge getragen wird. Wenn dies die anderen Schulen auch machen, so ist das umso besser. Im Guten kann es nie um Abgrenzung von den anderen gehen. Sich von anderen zu unterscheiden ist für unsere Schulen indes dort notwendig, wo sich ungute, einseitig auf Leistung, Konkurrenz und Effizienz getrimmte Bildungsvorstellungen einnisten. Hier sollten sich die freien Schulen ihrer christlichen Herkunft bewusst bleiben, und sich, wo nötig, die Freiheit beibehalten, hin und wieder auch Sand im Getriebe des Bildungssystems zu sein. In ständigem Ringen um die Frage, was eine menschenfreundliche Pädagogik ausmacht, in der, freilich, auch der Leistungsaspekt wichtig bleibt. In der Auseinandersetzung mit dieser Frage dürften es sich die freien Schulen, so eine Podiumsteilnehmende, nie zu bequem machen.

Interessant waren die Voten jener beiden Podiumsteilnehmenden, welche eine der drei Schulen besucht haben oder noch immer besuchen. Sie seien sich während ihres Aufenthalts nie richtig bewusst geworden, an einer christlichen oder christlich geprägten Schule zu sein. Bei der Vorbereitung auf das Podium sei ihnen indes bewusst geworden, dass die Wirkung, welche die Schule in ihrer Entwicklung gehabt hat oder noch immer hat, in einem stärkenden Sinne spürbar gewesen sei und dass diese zweifelsohne in Richtung evangelischer Werte gegangen sei, wie diese in der heutigen Tagung sichtbar geworden sind. Jemand aus dem Publikum berichtet von einer Seminararbeit, welche eine Studentin zum Thema des Christlichen an ihrer Schule geschrieben hat. Quintessenz der Arbeit war, dass sich, trotz augenscheinlicher Säkularisierung ihrer Schule, das Christliche nie aufgelöst, sondern dass es sich verselbständigt habe: Es sei in die pädagogische Haltung der Lehrpersonen, die an der Schule unterrichten, eingegangen und da ganz selbstverständlich geworden.

Gefallen hat den Podiumsteilnehmenden das Bild Prof. Sallmanns vom immer wieder nötig werdenden Anklingen-Lassen des christlichen Erbes im Schulalltag, was sich unter anderem in einer dem Menschlichen zugewendeten, die Dinge aber auch beim ihrem Namen nennende Sprache artikuliere. Dieses Anklingen wird auch in einem pädagogischen Selbstverständnis spürbar, das davon ausgeht, dass Kinder und Jugendliche immer mehr sind als das, was sie im Schulalltag zeigen. Im Sinne Paulus', dass der Mensch immer mehr ist als das, was er leistet.

Das Erbe im Sinne eines immer wieder Anklingen-Lassens des Christlichen an den Schulen weiter zu pflegen, in ständigem, nie erlahmendem Diskurs um eine zeitgemässe Interpretation des Christlichen an den Schulen, kann hier, abschliessend, als inhaltliches Fazit der angeregten Podiumsdiskussion angeschaut werden. Der negative Kontrapunkt dazu wäre Gleichgültigkeit. Und davon war an der mit einem Apéro riche abschliessenden Tagung nichts zu spüren.

Zusammenfassungen, Redaktion: Bertrand Knobel
Lektorat: Christoph Grädel